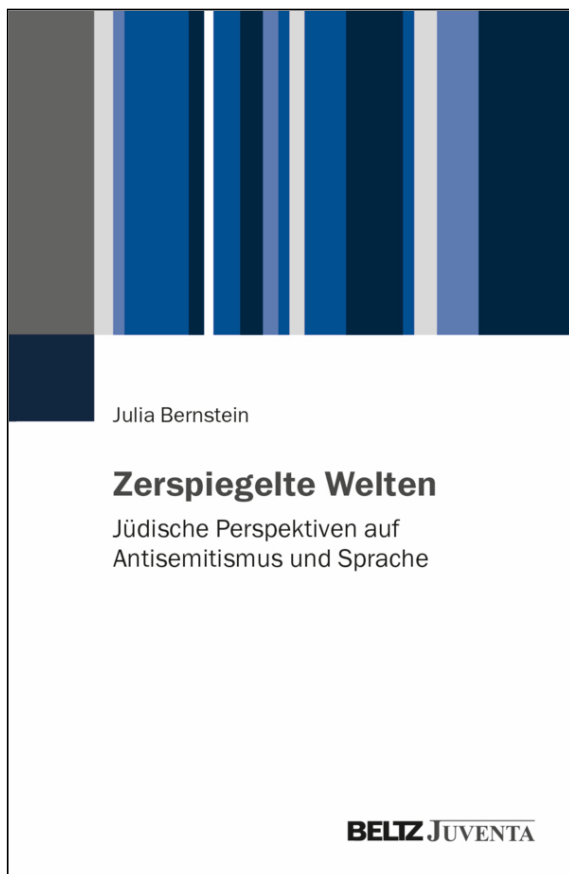




Leseprobe aus Bernstein, Zerspiegelte Welten,
ISBN 978-3-7799-6666-1 © 2023 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6666-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6666-1)

Inhalt

1	Einleitung	7
2	Wie Antisemitismus zur Sprache kommt	12
2.1	Antisemitismus in der Sprache	12
2.2	Dominierende Erscheinungsformen des Antisemitismus heute	21
2.3	Sprechen als Tun: Antisemitismus in der Interaktion	26
2.4	„Israelkritik“ als sozial akzeptierter Antisemitismus	39
3	Spuren der Vergangenheit	47
3.1	Echos der Nazizeit	47
3.2	Erinnerungskultur	56
3.3	Objekte der Begierde: Juden zu Gast bei Freunden	72
4	Fremdheit, Migration und Diskriminierung: Die Sprachen von Juden	86
4.1	Jiddisch	89
4.2	Die neuen Juden	94
4.3	Deutsch als Sprache der Dichter und Henker	98
4.4	Woher kommst du?	103
4.5	Daher kommst du	111
4.6	Metaphern im Kulturgefüge	114
5	Schluss	116
	Literatur	125

1 Einleitung

Was und mit welchem Zweck wird über Jüdinnen und Juden gesagt? Wie kann man lernen, kommunikative Auslassungen zu verstehen? Was ist der Unterschied zwischen Schweigen und Verschweigen? Was bedeutet es, wenn Jüdinnen und Juden „eine Stimme bekommen“, obwohl jede Person eigentlich eine Stimme hat? In welchen Situationen sprechen Jüdinnen und Juden, aber finden kein Gehör? Welche Wirkung haben Worte, die aus der Zeit des Nationalsozialismus stammen oder auf diese anspielen, auf Jüdinnen und Juden und Nichtjuden? Wer und wie fühlt man sich angesprochen, wer erkennt sich in einer Aussage wieder? Welche Worte ermöglichen einen gemeinsamen kommunikativen Raum und welche schaffen einen unüberbrückbaren Unterschied? Warum scheitert die Interaktion so oft, wenn alle es gut meinen?

Wenn es um das sprachliche Erbe des Nationalsozialismus geht, höre ich oft von den unterschiedlichsten Menschen aus den verschiedensten sozialen Milieus Sätze, die auf eine gereizte Stimmung hinweisen:

- „Es ist nur ein Wort, ich habe es doch nicht erfunden.“
- „Es heißt einfach so und man meint damit doch nichts Böses!“
- „Ich fühle mich missverstanden, mundtot gemacht.“
- „Es ist zu viel hineininterpretiert.“
- „War doch gar nicht so gemeint!“
- „Es werden einem die Worte in den Mund gelegt.“

Wenn bestimmte Äußerungen über Jüdinnen und Juden hinterfragt werden, kommt häufig auch eine Abwehrreaktion:

- „Wenn die sich durch das Wort angegriffen fühlen, verstehe ich es, aber für mich ist es in Ordnung.“
- Nicht selten platzt Empörung heraus: „Warum muss man jedes Wort auf die Goldwaage legen?“
- „Man darf ja gar nichts mehr sagen.“
- „Ich bin genervt von dieser Sprachpolizei!“
- „Ich bin ein offener Mensch und sage einfach, was ich fühle!“
- „Immer wieder kommt man mit dieser Moralkeule.“
- „Man muss nicht gleich aus jedem einen Antisemiten machen.“

Mein Essay beschäftigt sich mit diesen und zahlreichen auf Antisemitismus, die Shoah und Migration bezogenen Fragen und Situationen, die auf Beobachtungen, Gesprächen, Interviews und eigenen Erfahrungen basieren.

„Du Jude“ lautet ein vorwiegend unter Jugendlichen verbreitetes Schimpfwort. Manchem Erwachsenen geht das Wort „Jude“ nur unter Anspannung oder Verlegenheit über die Lippen, als bestünde eine Angst, jemanden damit beleidigen oder verletzen zu können. Nicht selten übersteigert sich dies zu einer Hemmung, Juden als Juden zu bezeichnen. Dann ist die Rede von jüdischen Mitbürgern oder Menschen jüdischen Glaubens.

Gemein ist dem antisemitischen Schimpfwortgebrauch und der bis zur Hemmung reichenden Anspannung, das Wort „Jude“ zu sagen, dass die Sprecher_innen ein negatives Bild von Jüdinnen und Juden haben oder es mit ihnen assoziieren. Während die einen dieses mentale Bild mit Beleidigungen verbalisieren, versuchen die anderen es mittels ihrer Sprache und Wortwahl umzuwandeln oder zu überdecken.

Das ist die Regel nach der Shoah. Denn angesichts der systematischen Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland ziemt sich das Bekenntnis zur Judenfeindschaft nicht mehr. In der Öffentlichkeit wird anstelle von Jüdinnen und Juden häufig von „Zionisten“, „Israel“ oder der „Israel-Lobby“ gesprochen, um das negative Judenbild im Einklang mit dem auf den Nationalsozialismus bezogenen Ächtungsideal des Antisemitismus so vortragen zu können, dass es in den Ohren anderer Menschen unverdächtig oder gar verdienstvoll klingt (Schwarz-Friesel 2020).

In Anbetracht der Tatsache, dass Antisemitismus heutzutage wesentlich verdeckt zum Ausdruck gebracht wird, ist es erforderlich, den Fokus auf sein Verhältnis zur Sprache zu richten. Wie findet Diskriminierung von oder Feindschaft gegenüber Jüdinnen und Juden in der Sprache als historisch und kulturell geformtes begriffliches Ordnungssystem, das die Wahrnehmung und das Denken rahmt, und im Sprechen als daran geknüpft Handeln einen Ausdruck?

Dieser Frage werde ich mit diesem Essay nachgehen. Dabei werde ich auf Grundlage einiger sprachwissenschaftlicher und philosophischer Überlegungen einen soziologischen Blick auf das Verhältnis von Antisemitismus zur Sprache richten. Der soziologische Blick bezieht sich auf das Phänomen Antisemitismus, seine Kontinuität und Aktualität im Zusammenhang mit Sprache, darauf, wie Antisemitismus verbal als Feindschaft und Diskriminierungspraxis gegen Jüdinnen und Juden gerichtet ist und auf ihren Alltag wirkt, allen voran also auf die jüdischen Perspektiven. Diese ergeben sich aus dem Erfahrungsraum, der aus der regelmäßigen Konfrontation mit Antisemitismus, seinen semantischen und kommunikativen Eigenheiten und Dynamiken sowie aus seinen feindlichen und diskriminierenden Wirkungen folgt und sich zu einer spezifischen Kulisse des Erlebens und Lebens in Deutschland verdichtet.

Eine Kulisse, in der Jüdinnen und Juden auch im Alltag mit versteckten Andeutungen oder indirekt mit dem Bösen identifiziert werden, als Angehörige einer Minderheit allerlei Zuschreibungen über Fremdheit und daran geknüpften Erwartungen ausgesetzt werden und als Nachkommen von Opfern und

Überlebenden der Shoah auf erstarrte Ehrfurcht, demonstrative Indifferenz, sachliche Distanzierung, philosophierende Rationalisierungen, leidenschaftlichen Argwohn oder gar Groll treffen. Zwischen diesen Ebenen und einer auf den Antisemitismus bezogenen Ächtungsschleife spannt sich der in jüdischen Perspektiven konkretisierte Erfahrungsraum auf.

Die Ächtungsschleife soll den öffentlichen Umgang mit Antisemitismus beschreiben, der sich anlässlich von Angriffen auf Jüdinnen und Juden oder antisemitischen Verlautbarungen beobachten lässt. Häufig wird weniger über den Antisemitismus selbst, als vielmehr über einen „Antisemitismusvorwurf“ gesprochen, denn „fast jede Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus geht den Umweg seiner Ausschließung“ (Mendel/Messerschmidt 2017, S. 11).

Es wird zum Boykott des jüdischen Staats aufgerufen, gegen den vorgeblichen Einfluss von einer „Finanzherrschaft“ gewettert, Jüdinnen und Juden wird unterstellt, sie redeten zu oft über die Shoah und profitierten davon, und anschließend ein „Antisemitismusvorwurf“ diskutiert, aber nicht der Antisemitismus.¹ Nicht der Antisemitismus erscheint als Problem, sondern der als Vorwurf banalisierte Hinweis auf das Problem.

In den Fällen, bei denen sich der antisemitische Gehalt von Handlungen nicht zur Diskussion und damit infrage stellen lässt, zeigt sich die Ächtungsschleife als Volte. Von der Annahme ausgehend, Antisemitismus sei wie aus dem historischen und sozialen Vakuum über eine ihn ächtende Wertegemeinschaft gekommen, gelangt man zur Gewissheit, der Antisemitismus sei nie verschwunden gewesen.²

Die öffentliche Auseinandersetzung mit Antisemitismus verläuft also in sich wiederholenden Ächtungsschleifen, die im günstigsten Fall in einer Erkenntnis gipfeln, die sich Jüdinnen und Juden aufgrund ihrer Erfahrungen im Alltag

1 Die Beispiele beziehen sich auf die BDS-Kampagne (siehe Feuerherdt/Markl 2020), auf Verschwörungsmythen (siehe Butter 2021; Salzborn 2021) und auf den Schulabwehrantisemitismus (siehe Kistenmacher 2018). Einer Umfrage unter Deutschen aus dem Jahr 2022 des World Jewish Congress zufolge sind 30 % der Befragten der Meinung, Juden nutzten den Holocaust zu ihrem Vorteil, 40 % der Ansicht, Juden redeten zu viel über den Holocaust (WJC 2022).

2 Dass Antisemitismus „nie weg war“ sagten u. a. „Prominente Stimmen zum Judenhass in Deutschland“ im Spiegel 2021 (online unter www.spiegel.de/geschichte/benennen-und-widersprechen-a-9bdfd164-0002-0001-0000-000177512582, zuletzt geprüft am 28.11.2021), schrieb Hannah Betheke für den Deutschlandfunk Kultur bei der Berichterstattung über das Buch „Terror gegen Juden“ von Ronen Steinke (2020a) im Jahr 2020 (online unter www.deutschlandfunkkultur.de/ronen-steinke-terror-gegen-juden-der-antisemitismus-war-nie-100.html; zuletzt geprüft am 28.11.2021) und schrieben auch die Autoren eines Artikels nach dem rechtsextremen Terrorangriff auf die Synagoge in Halle für einen Artikel im Deutschlandfunk 2019 (online unter www.deutschlandfunk.de/nach-dem-anschlag-in-halle-warum-der-antisemitismus-nie-weg-100.html; zuletzt geprüft am 28.11.2021).

gewahr sind: Antisemitismus war nie weg und man kann nie wissen, wo er sich als Nächstes zeigt (Zick et al. 2017a; Steinke 2020a; Bernstein/Diddens 2020a).

Auf der Grundlage meiner Forschungsarbeit zum Phänomenbereich Antisemitismus (Bernstein 2010, 2014; 2020a, 2021a; Zick et al. 2017a) und ethnografischen Feldnotizen, die neben Beobachtungen und Gesprächen zu einem großen Teil auch eigene Erfahrungen umfassen, werde ich jüdische Perspektiven auf Antisemitismus und Sprache darstellen. Insbesondere dort, wo ich meine Erfahrungen teile, geht es nicht um einen wissenschaftlichen Anspruch oder um einen solchen, eine Perspektive zu verallgemeinern. Es geht dann darum, subjektive Erfahrungen nachzuzeichnen, damit auch ihre eingeschränkten Geltungen, um sie in ein übergeordnetes Verhältnis setzen und kontextualisieren zu können.

Zunächst werde ich in das Phänomen Antisemitismus als Feindschaft gegenüber Juden einführen. Die Sprache ist Bedeutungsträger von Antisemitismen und Bedingung ihrer Kommunikation, wichtig ist aber auch ein daraus folgendes Tun. Insbesondere im Hinblick darauf, dass in der Sprache nicht nur Meinungen, die Weltsicht oder Absichten zum Ausdruck gebracht werden, sondern bereits etwas getan wird, indem gesprochen wird, gehe ich darauf ein, wie die Feindschaft gegen und Diskriminierung von Jüdinnen und Juden einen Ausdruck in der Sprache erhält (Kapitel 1).

Danach richte ich mein Augenmerk auf das sprachliche Erbe des Nationalsozialismus, um einerseits Kontinuitäten im Schweigen und Sprechen, andererseits einen erinnerungskulturellen Konsens und einen darin wahlweise erbauenden oder banalisierenden Sprachgebrauch zu rekonstruieren. In diesem Zusammenhang werfe ich auch einen Blick darauf, wie das in Interaktionen mit Jüdinnen und Juden hineinwirkt und sich in ihren Erfahrungen niederschlägt (Kapitel 2).

Schließlich betrachte ich, welchen Stellenwert Sprachen für die Verhältnisbestimmung zwischen Mehrheit und jüdischer Minderheit zugekommen ist und zukommt. Es geht dabei darum, wie auf das Jiddische geblickt worden ist und wie heute darauf Bezug genommen wird. Weitergehend werden auch Erfahrungen rund um die Annäherungen an die deutsche Sprache russischsprachiger Jüdinnen und Juden rekonstruiert, die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert sind (Kapitel 3). Schließlich sind mehr als 90 % der in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden russischsprachig (Belkin 2017).

Auf einen Aspekt möchte ich einleitend noch hinweisen: Im Folgenden wird an einigen Passagen von den Deutschen die Rede sein. Damit ist nicht der Anspruch verbunden, Eigenschaften oder Handlungen zu generalisieren oder zu insinuieren, alle Deutschen seien oder verhielten sich gleich. Es hat seinen Sinn genau daran, die mehrheitsförmige und idealisierte Kollektividentität der Deutschen als imaginierte Referenzgruppe, historisch und gegenwärtig, nachzuzeichnen. Dafür bedarf es dieser Bezeichnung. Dort, wo deutsch dichotom zu jüdisch genutzt wird, zeigen sich Grenzen der Sprache auf. Natürlich hat diese Dichotomie weder eine empirische noch eine normative Verbindlichkeit, es gibt viele

Jüdinnen und Juden, die sich als Deutsche sehen, jüdische Deutsche oder deutsche Juden und überhaupt obliegt das jedem selbst. Die Dichotomie hat ihren Ursprung im Antisemitismus, in seiner Gewaltgeschichte und der Shoah. Sie ist Jüdinnen und Juden aufgezwungen worden und hat ihre Geltung in unterschiedlichen Erfahrungsräumen, in unterschiedlichen Weisen zu sprechen und auf die Sprache zu blicken. Sie sprachlich einzuebnen würde bedeuten, verschiedene Erfahrungsräume und Perspektiven miteinander zu verschmelzen, wo es hier doch genau darum gehen soll, wie diese auseinanderweisen.

2 Wie Antisemitismus zur Sprache kommt

Theodor W. Adorno hat den Antisemitismus als Gerücht über die Juden charakterisiert (Adorno 1951/2001, S. 200). Diese Charakterisierung hebt auf den unwahren and verleugnenden Gehalt von Vorstellungen ab, die dem Anspruch folgen, sich ein Bild von „den Juden“ zu machen, und trotz ihrer Widerlegung tief im kulturellen Wissensreservoir verwurzelt sind (Kirchhoff 2020).

Sowohl diese Vorstellungen als auch das Judenbild begründen oder drücken eine Feindschaft gegenüber Jüdinnen und Juden aus, die darin mit beliebigen Übeln dieser Welt und als Böses identifiziert werden. Das Gerücht über die Juden ist deshalb seit über zweitausend Jahren immer wieder Anlass für deren Vertreibung und Diskriminierung und von Gewalt gegen sie geworden. Mit der Shoah hat sich der Anspruch offengelegt, Juden und das Judentum zu vernichten.

2.1 Antisemitismus in der Sprache

Nach der Shoah unterliegt der Antisemitismus nicht nur einer Bewusstseins-, sondern auch einer Kommunikationslatenz (Bergmann/Erb 1986, 1991). Mit Blick auf die systematische Ermordung von sechs Millionen europäischen Jüdinnen und Juden und der erstrebten Vernichtung des Judentums durch das nationalsozialistische Deutschland erscheint es für viele Menschen undenkbar, sie selbst könnten dem Gerücht über die Juden nachhängen, es könnte Teil ihres eigenen Denkens und Fühlens sein. Dass judenfeindliche Einstellungen tief in der deutschen Bevölkerung verankert blieben, belegen verschiedene empirische Untersuchungen.³ Diese Einstellungen passten aber nicht mehr zum Selbstbild, würden sie doch auf eine Nähe zum nationalsozialistischen Gedankengut hinweisen, von

3 Die Historikerin Stefanie Schüler-Springorum (2020) weist daraufhin, dass sich 1946 bei einer Umfrage in Deutschland 85 % der Befragten gegen die Rückkehr überlebender Jüdinnen und Juden ausgesprochen haben. Die Zustimmung zur Aussage, es sei besser keine Juden im Land zu haben, habe zwischen 1950 und 1983 abgenommen, von ca. 40 % auf 9 %. Die Anzahl derjenigen aber, die sich unentschieden zeigten, habe zugenommen und erreichte 1983 nahezu 50 % (2020, S. 30). Schüler-Springorum sieht diesen Trend durch die Kommunikationslatenz begründet (2020, S. 31). Der Sozialwissenschaftler Samuel Salzborn zeichnet in seinem Essay „Kollektive Unschuld“ die Entwicklung antisemitischer Einstellungen nach (2020, S. 70 ff.). Für die letzten Jahre dokumentieren empirische Studien die Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden (Zick et al. 2017a; FRA 2018) und antisemitische Einstellungen in der deutschen Bevölkerung. Dabei zeigen sich u. a. Zustimmungswerte um die 60 % zu Aussagen, die Schuldabwehr- und israelbezogenen Antisemitismus abbilden (Zick et al. 2017b). Die Anti-Defamation League sieht bei 15 % der

dem sich die meisten Menschen in Deutschland nach der Kriegsniederlage und dem Zusammenbruch Nazideutschlands deutlich distanzieren wollten (Kistenmacher 2017, S. 207; Beyer/Krumpal 2010, S. 685).

Schon Adorno und Horkheimer stellten in der Dialektik der Aufklärung fest (1947/2008, S. 209): „Aber heute gibt es keine Antisemiten mehr“. Mit der Zeit ist seine Artikulation in Bekenntnisform in nationalsozialistisch-rassistischer Manier in der Öffentlichkeit skandalisiert worden.⁴ In der Bundesrepublik hat sich ab den 1960er-Jahren immer weniger geziemt, sich in der Öffentlichkeit offen judenfeindlich zu äußern und damit dem sich entwickelnden Ächtungsideal des Antisemitismus, den Idealen der neuen demokratischen Gesellschaftsordnung, den Idealen einer vermeintlich neuen kollektiven Identität und den Selbstbildern zu widersprechen (Salzborn 2020a, S. 27 ff.).

Unter der Oberfläche der Öffentlichkeit jedoch ist das Gerücht über die Juden keineswegs verschwunden. Die am Ächtungsideal entstandene Kommunikationslatenz des Antisemitismus ist deshalb insofern stets brüchig, als dass sich der Antisemitismus in der Privatsphäre weiterhin offen zeigen und ungeniert zum Ausdruck bringen lässt.

Unter Bekannten oder Freunden oder in der Familie hat die öffentliche Ächtung des Antisemitismus oft nicht oder nur teilweise gegriffen – also dort, wo man sich unter Vertrauten wähnt, sich traut, sich unverstellt, wie üblich zu äußern und Akzeptanz und Loyalität einzuschätzen vermag. An den Stammtischen etwa war und ist es mitunter heute mitnichten verpönt, sich offen judenfeindlich zu äußern. Mehr noch, es mag sogar zum Teil zum guten Ton gehört haben oder immer noch gehören, die „Wahrheit über die reichen Juden oder aggressiven Israelis“ zu sagen. „Ex oder Jude“, lautet ein Trinkspruch, von dem mir immer wieder Studierende berichten. Aus diesen Sphären ist der Antisemitismus immer wieder in die Öffentlichkeit gedrungen, nach deren gesellschaftlichen Leitwerten dieser zu ächten und nicht zu dulden ist (Kistenmacher 2017, S. 207; Winter 2017, S. 30).

Als Problem tritt der Antisemitismus also immer dann hervor, wenn er aufgrund antisemitischer Äußerungen oder Angriffe für die Öffentlichkeit sichtbar wird. Antisemitismus erscheint dann plötzlich, unerwartet und schockierend – immer wieder (Bernstein/Diddens 2020a, S. 134).

deutschen Bevölkerung antisemitische Einstellungen (ADL 2019), der World Jewish Congress bei 20 % (WJC 2022).

4 1957 etwa hat der „Fall Zind“ eine Aufmerksamkeit in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit erhalten. In einem Gasthaus bekannte sich der Studienrat Ludwig Zind gegenüber dem Shoahüberlebenden Kurt Lieser zum Nationalsozialismus, glorifizierte die Shoah und formulierte mit dem Ausspruch, man habe vergessen, ihn zu vergasen, eine Vernichtungsfantasie. Erst nach öffentlicher Berichterstattung leiteten die Schulbehörden disziplinarische und die Staatsanwaltschaft juristische Schritte ein (dazu Bergmann 2020, S. 192).

Aus den vorsorglich entlastenden Selbstbildern, die ihre Funktion erst durch die Nähe zum und die biografischen Verstrickung mit dem Nationalsozialismus und der Shoah erhalten (Bernstein 2020a, 310 ff.; Chernivsky 2017; Chernivsky/Lorenz-Sinai 2022; Salzborn 2020a, 11 ff.), und der Kontinuität des Antisemitismus resultiert eine verstetigte öffentliche Auseinandersetzung mit Antisemitismus, die sich seit Jahren in gleichen Bahnen um sich selbst dreht.

Dieser Kreislauf setzt voraus, dass das Problem verschleiert wird. Denn Antisemitismus wird darin nicht nur von seiner historischen Kontinuität und den familienbiografischen Bezügen zur nationalsozialistischen Tätergesellschaft entkoppelt (Diddens/Bernstein 2022), er wird wahlweise als „überwundenes“ Phänomen der Vergangenheit oder entpersonalisiert und schuldneutral verhandelt und zum abstrakten, also einem präsenten und kaum greifbaren Phänomen der Gegenwart erklärt. Beiden Varianten gemein ist, dass Antisemitismus von seinem Ursprung im Fühlen, Denken und Handeln der Menschen abstrahiert und „verrätselt“ wird (zum Begriff und Phänomen in Wissenschaft und Schulen: Kühl 2013, S. 4; Chernivsky/Lorenz 2020, S. 81 ff.; Bernstein 2020a, S. 138 ff.).

Im Zusammenhang mit dieser gesellschaftlichen Kulisse, in der Antisemitismus im postnationalsozialistischen Deutschland als Problem verhandelt wird, soll die Aufmerksamkeit auf die Sprache gelenkt werden, die das Fühlen und Denken der Menschen trägt und offenlegt.

Beim Sprechen versuchen Menschen, ihr Fühlen und Denken, ihre Sichtweisen und Überzeugungen adäquat in Worte zu fassen und dadurch zum Ausdruck zu bringen. Beim Sprechen demaskieren sich Menschen aber auch durch ihre Wortwahl oder mit den Sinngehalten ihrer Äußerungen. Sie drücken also etwas aus, was eventuell ihren Absichten oder Selbstbildern zuwiderlaufen mag. Victor Klemperer konstatiert im Zusammenhang seiner Untersuchung der Sprache des Nationalsozialismus (1947/2020, S. 20): „Was jemand willentlich verbergen will, sei es vor anderen, sei es vor sich selber, auch was er unbewußt in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag.“ Die Sprache rückt also in den Fokus, da der Antisemitismus – verstanden als Gerücht über die Juden – mit ihr kommuniziert und damit in die Welt getragen wird, unabhängig davon, ob es der Absicht oder dem Selbstbild des Sprechenden entspricht. In sprachlichen Äußerungen konkretisieren sich die Gerüchte über Juden, sie spiegeln ebenfalls das ihnen zugrundeliegende antisemitische Weltbild und Ressentiment wider. Auch dann, wenn sie verleugnet, verdrängt oder mit der Sprache camouffiert werden.

Grundlagenwissenschaftliche Studien und profunde Befunde zum Verhältnis von Antisemitismus und Sprache gehen im wesentlichen Maße auf die Kognitionswissenschaftlerin Monika Schwarz-Friesel zurück. Sie hat nicht nur jüngst ein Werk zur „toxische[n] Sprache und geistige[n] Gewalt“ (2022), sondern gemeinsam mit dem Historiker Jehuda Reinharz mit dem Buch „Die Sprache des

Antisemitismus im 21. Jahrhundert“ (2012) ein international anerkanntes Standardwerk zur Thematik vorgelegt.⁵

Der „Verbal-Antisemitismus“ ergebe sich aus „alle[n] sprachlichen Äußerungen, mittels derer Juden als Juden entwertet, stigmatisiert, diskriminiert und diffamiert werden, mit denen also judenfeindliche Stereotype kodiert und Ressentiments transportiert werden“ (Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 48).

Diese sprachlichen Äußerungen können darauf gerichtet sein, Juden und Judentum offen oder verdeckt zu schmähen. Sie erhalten ihren antisemitischen Sinngehalt aus Juden und Judentum beleidigenden, abwertenden, dehumanisierenden, dämonisierenden oder delegitimierenden Bedeutungen von Worten oder Sätzen (Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 48).

In Beleidigungen wie „Scheißjude“ oder „Judenschwein“ wird die feindselige Haltung und eine entmenschlichende Abwertung offen ausgesprochen. Wenngleich derartige Äußerungen in ihrer Form als Bekenntnis zur Judenfeindschaft nicht nur sozial verpönt sind, sondern auch einen Straftatbestand darstellen, werden Jüdinnen und Juden in Deutschland immer wieder mit ihnen konfrontiert, nicht nur über Zuschriften oder im Internet (Schwarz-Friesel 2019; Becker 2020).

So berichtete mir etwa ein Shoah-Überlebender davon, wie er auf offener Straße als „Scheißjude“ beleidigt wurde, nachdem sein Gegenüber seinen Davidsternanhänger gesehen hatte. Um solchen Angriffen nicht länger ausgesetzt zu sein, ist er im höheren Lebensalter nach Israel ausgewandert. Die Mutter eines jüdischen Schülers berichtete in einem Interview davon, wie ihr Sohn, als dieser die fünfte Klasse besuchte, im Schulbus als „Scheißjude“ beleidigt wurde. Er hatte ihr zuerst nichts davon erzählt, sondern lediglich danach gefragt, was „Scheißjude“ denn eigentlich bedeute (Bernstein 2020a, S. 105).

Weitaus häufiger wird die Judenfeindschaft in vermeintlich harmlosen Äußerungen kommuniziert, die Vorstellungen davon widerspiegeln, wer Juden sind, was sie ausmacht und wie man sich zu ihnen positionieren sollte. In diesem Zusammenhang rücken Äußerungen in den Fokus, mit denen „eine generelle und/oder spezifisch judenfeindliche Einstellung durch Verallgemeinerungen in Form von Stereotypzuordnungen ausgedrückt wird“ (Schwarz-Friesel 2009, S. 179).

Es geht also darum, dass Juden in Aussagen pauschal Eigenschaften zugeschrieben werden, die sie als Gruppe oder Angehörige dieser von einer nach religiöser, nationaler, „rassischer“, kultureller oder politischer Identität definierten Gemeinschaft oder „Wir-Gruppe“ abgrenzen, sie als Fremde oder Feinde markieren und abwerten bzw. dämonisieren sollen.

5 Darin untersuchen sie, in welchen sprachlichen Mustern Antisemitismus als „mentales Glaubens- und Weltdeutungssystem“ (Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 47) in Zuschriften an den Zentralrat der Juden in Deutschland und an die israelische Botschaft – E-Mails, Briefe, Postkarten und Fax – und in Kommentaren im Internet zum Ausdruck kommt.

Solche antisemitischen Stereotypisierungen sind in der Kultur, im Alltagswissen und damit in der Sprache eingelagert (Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 53 ff.). Sie stellen vorgefertigte Schablonen dar, die sich im Laufe der Zeit entwickelt und verstetigt haben und im heutigen Sprachgebrauch zur Charakterisierung von Juden im Sinnhorizont eines Normalitätsempfindens aktiviert werden.

Sie kreisen vorwiegend um die Zuschreibung von Macht, Reichtum, List und damit von Überlegenheit, stellen Juden als Feinde dar und transportieren in mit den Feindbildern verbundenen Phantasmen verschiedene imaginierte Bedrohungsszenarien (Bernstein 2020a, S. 40 ff.; Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 58 ff.).

Dass ein jüdischer Schüler im 21. Jahrhundert als „Wucherjude“ beleidigt wird, steht instruktiv für die verbale Aktivierung tradierter antisemitischer Feindbilder (Bernstein 2020a, S. 47). Das Stereotyp vom „Geldjuden“ ist im Mittelalter entstanden und steht im Zusammenhang mit der Vorstellung einer vermeintlich „jüdischen Praxis“ des Geldverleihs zu überhöhten Zinsen. Im Mittelalter war es Christen zeitweise untersagt, im Finanzwesen als Geldverleiher aufzutreten, während es Juden vielerorts untersagt war, andere Berufe – etwa im Handwerk – auszuüben, Land zu erwerben oder Mitglieder in Gilden und Zünften zu werden. In der Folge waren einige Juden im Handel und Bankwesen tätig, der Großteil jedoch nicht. Auch ist das christliche Zinsverbot umgangen worden. Mit dem Vorwurf des Wuchers ist von einer vermeintlich unmoralischen und betrügerischen Tätigkeit von Juden auf ihr geiziges, gieriges, skrupelloses und bedrohliches Wesen geschlossen worden, das sodann als Gegenbild scheinbar sittsamer Finanzgeschäfte, ehrlicher Arbeit oder der Christenheit fungierte (Bernstein 2020a, S. 47; Benz 2009, S. 40). Mit diesem antisemitischen Judenbild wurde die Diskriminierung von und Gewalt gegen Jüdinnen und Juden begründet, es ist mit verschiedenen Mythen über Jüdinnen und Juden im Laufe von Jahrhunderten in zahlreichen Variationen in die europäische Kultur eingegangen – z. B. Judas von Iskariot, „Shylock“ aus Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig“ oder die Bankiersfamilie Rothschild (Stener 2020; Maccoby 2006, S. 97 ff.; Ratje 2021, S. 55).

Martin Luther leitete etwa 1543 mit diesem antisemitischen Judenbild ein imaginiertes Herrschaftsszenario der jüdischen Minderheit über die christliche Mehrheit her, in dem Juden „uns und unsere Güter [...] durch ihren verfluchten Wucher“ gefangen haben. Dass Juden „unsere Herren, wir ihre Knechte“ seien, beansprucht er in einem Szenario einer ökonomischen Ausbeutung zu erklären⁶:

„Jawohl, sie halten uns in unserem eigenen Land gefangen, sie lassen uns arbeiten in Nasenschweiß, Geld und Gut gewinnen, sitzen dieweil hinter dem Ofen, faulenzen,

6 Martin Luther 1543: „Von den Juden und ihren Lügen“, Weimarer Ausgabe, *Band* 53, 2002, S. 489.